

Beilage zu Nr. 178 des Grenzboten.

Neuenbürg, Mittwoch den 15. November 1899.

Unterhaltender Zeit.

Der Fluch des Abtes.

Erzählung von L. Meade.
(Fortsetzung.)

Schnell und angenehm vergingen einige Tage, bis der Vorabend des Tages kam, an dem ich nach London zurückkehren mußte. Mrs. Curzon hatte sich wegen Kopfschmerzen in ihr Zimmer zurückgezogen, und da der Abend mondhell und schön war, schlug Allen einen Spaziergang vor.

Phyllis war entzückt von dem Vorschlage und lief fort, um sich ihren Umhang zu holen. „Allen“, sagte sie bei ihrer Rückkehr zu ihrem Verlobten, „wir beide wollen vorausgehen.“

„Nein, liebe Phyllis, heute Abend müssen Sie mir gestatten, Ihr Begleiter zu sein,“ sagte Sir Henry, der auch auf den Hausflur heraustraten war und erklärte an dem Spaziergang teilnehmen zu wollen.

Phyllis blickte ihn verwundert an, dann legte sie ihre Hand leicht auf seinen Arm und nickte Allen lächelnd zu. Sie gingen schnell voran, und Allen und ich folgten ihnen.

„Was in aller Welt geht mit Vater vor?“ fragte Allen zu mir. „Er geht sonst nie des Abends aus. In der letzten Zeit hat er sich nicht wohl gefühlt, und mir scheint, er wird immer sonderbarer.“

„Ich glaube auch, daß er sich nicht gut befindet,“ antwortete ich.

Wir blieben eine halbe Stunde draußen und kehrten auf einem Pfade heim, der zu der Seitenthür des Hauses führte. Phyllis erwartete uns im Hausflur.

„Wo ist Vater?“ fragte Allen, indem er zu ihr ging.

„Er war müde und ist zu Bette gegangen,“ erwiderte sie. „Gute Nacht, Allen.“

„Kommst Du nicht mit in den Salon?“ fragte er etwas verwundert.

„Nein, ich bin müde.“ Sie nickte ihm zu, ohne seine Hand zu berühren. Mir fiel dabei der sonderbare Ausdruck ihrer Augen auf.

Sie eilte schnell die Treppe hinauf, und Allen sah ihr erstaunt nach; aber da er nichts sagte, schwieg ich auch.

Am nächsten Tage beim Frühstück hörte ich, Frau und Fräulein Courzon hätten Clinton Hall bereits verlassen. Allen war darüber erstaunt und betrübt. Er und ich frühstückten allein in der alten Bibliothek. Sein Vater war zu krank, um herunter zu kommen.

Eine Stunde später war ich auf dem Wege nach London. Zu Hause erwarteten mich so viele Geschäfte, daß ich gar keine Zeit behielt, an Allens Verlobung, Sir Henry und den Fluch, welcher auf der Familie Clinton ruhte, zu denken.

Drei Monate später, am 4. Januar, las ich in der „Times“ die Nachricht von Sir Henrys Tod. Allen hatte mir in der Zwischenzeit einmal geschrieben, daß sein Vater immer kränker würde. Außerdem hatte er mir mitgeteilt, seine Hochzeit würde am 21. Januar stattfinden. Jetzt mußte sie natürlich aufgeschoben werden. Das that mir Allens wegen sehr leid, und ich sprach ihm in einem langen Brief mein Bedauern darüber und mein Beileid aus.

Am nächsten Tage erhielt ich ein Telegramm von ihm, in welchem er mich beschwor, sobald wie möglich nach Clinton Hall zu kommen, weil er Rat und Hilfe brauche.

Ich packte schnell meinen Handkoffer und kam abends um 6 Uhr in Clinton Hall an. Clinton kam mir bis an den Wagen entgegen und drückte mir mit Wärme die Hand.

„Ich bin Dir unendlich dankbar. Du bist der einzige Mensch, der mir helfen kann. Ich weiß, daß Du viele Erfahrungen in den Dingen hast, die mich beschäftigen. Komm in die Bibliothek, dann will ich Dir alles erzählen. Wir essen allein. Meine Mutter und meine Schwestern bleiben heute Abend in ihren Zimmern.“

Als wir uns gesetzt hatten, fing er gleich an, zu erzählen.

„Erinnerst Du Dich noch, daß Phyllis und ihre Mutter während Deines vorigen Besuches plötzlich abreisten?“

Ich nickte; ich erinnerte mich dessen noch sehr gut.

„Am Tage nach Deiner Abreise,“ fuhr Allen fort, „bekam ich einen langen Brief von Phyllis. Sie schrieb darin, mein Vater hätte auf dem Spaziergange das sonderbare Verlangen an sie gestellt, sie möchte die Verlobung mit mir aufheben. Sie sprach sich, wie sie es immer thut, sehr offen in ihrem Briefe aus, versicherte mich ihrer unveränderlichen Liebe und Treue, aber fügte hinzu, daß sie unter den obwaltenden Umständen dringend um eine Erklärung bitten müsse. Außer mir vor Schmerz und Aerger stürzte ich zu meinem Vater in sein Studierzimmer. Ich legte ihm den Brief von Phyllis vor und fragte ihn, was derselbe zu bedeuten habe. Er blickte mich unsäglich ernst und traurig an.“

„Ja, mein Junge,“ sagte er dann, „Phyllis schreibt Dir die Wahrheit. Ich habe sie so herzlich und dringend gebeten, wie nur ein alter Mann bitten kann, sie möchte Eure Verlobung aufheben.“

„Aber warum?“ fragte ich. „Warum?“ Ich war außer mir und sagte Dinge, die ich jetzt bereue. Er antwortete nicht darauf. Als ich endlich schwieg, sagte er langsam:

„Ich verstehe Deine Gefühle sehr gut, Allen, sie sind so natürlich.“

„Es ist entsetzlich, was Du gethan hast!“ antwortete ich. „Was muß Phyllis davon denken? Sie wird es gewiß nie wieder verzeihen. Ich reise noch heute zu ihr.“

Er sagte kein Wort mehr, und ich verließ ihn. Noch an demselben Tage reiste ich ab und blieb beinahe eine Woche fort. Dieser ganzen Zeit bedurfte ich beinahe, um Phyllis umzustimmen, die das Verlangen meines Vaters, welches sie tief betrübt hatte, gar nicht verzeihen konnte.

Nachdem die Bande zwischen uns aufs neue geknüpft waren und wir den Hochzeitstag festgesetzt hatten, fuhr ich nach Hause und teilte meinem Vater das Geschehene mit.

„Wie Du willst,“ sagte er und versank darauf in düsteres Schweigen. Von diesem Augenblick an schien sein Zustand sich zu verschlimmern, obgleich ich Tag und Nacht nicht von ihm wich und alles that, was liebevolle Sorge zu erfennen vermag. Er sprach kaum noch, und wenn wir beide allein waren, saß er immer in tiefe, anscheinend quälende Gedanken versunken. Vor acht Tagen legte er sich zu Bett, um nicht wieder aufzustehen.“

Hier machte Allen eine Pause.

„Jetzt komme ich zu den letzten Begebenheiten,“ fuhr er dann fort. „Ich war natürlich bei meinem Vater, bis er ausgelitten hatte. Einige Stunden vor seinem Ende begann er zu meiner Verwunderung wieder von meiner Verlobung zu sprechen. Er beschwor mich, sie noch jetzt in der ersten Stunde aufzuheben. Noch wäre es nicht zu spät, sagte er und fügte hinzu, es würde seine Todesstunde leichter machen, wenn er wüßte, daß ich unverheiratet bliebe. Ich gab mir natürlich den Anschein, als würde ich seinen Wunsch erfüllen. Darauf nahm er meine Hand, sah mir mit einem Ausdruck in die Augen, den ich nie vergessen werde, und sagte: „Allen, gib mir das feste Versprechen, daß Du Dich nie verheiraten willst.““

Als ich mich natürlich weigerte, ihm mein Wort zu geben, erzählte er mir, er habe meinen Widerstand vorausgesehen und einen Brief an mich geschrieben, den ich in seinem Schreibtische finden würde, aber den ich erst nach seinem Tode öffnen dürfte. Diesen Brief fand ich heute morgen. Sein Inhalt ist das Sonderbarste, was mir je vorgekommen ist. Entweder ist der-

selbe ein Produkt seiner Phantasie oder das Schrecklichste, was ich je erlebt habe. Hier ist der Brief, lies ihn selbst.“

Ich nahm den Brief, der mit zitternder Hand beinahe unleserlich geschrieben war und las folgendes: „Mein lieber Sohn! Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich nicht mehr. Das letzte halbe Jahr ist ein lebendiger Tod für mich gewesen. Das Entsetzliche begann folgendermaßen für mich: Du weißt, mit welchem Interesse ich stets die Geschichte unserer Familie studiert habe. Ich habe dieselbe in den letzten Jahren bis in die geringsten Details aufgedeckt, und wäre ich gesund geblieben, würde ich ein Buch darüber herausgegeben haben.“

Eines Abends saß ich zu später Stunde in meinem Studierzimmer und las in dem Buche, welches Du Bell vor einiger Zeit zeigtest. Der furchtbare Fluch, welchen der alte Abt im vierzehnten Jahrhundert über unsere Familie ausgesprochen, erregte meine besondere Aufmerksamkeit. Wieder und wieder las ich die schrecklichen Worte. Ich wußte, daß der Inhalt des Buches sich bis in die geringsten Kleinigkeiten als wahr erwiesen hatte, aber das Gewölbe mit dem Sarge war nie gefunden worden. Ueber meine Lektüre war ich müde geworden; ich vermutete, daß ich eingeschlafen bin und das Folgende geträumt habe: Ich wurde nämlich an der Schulter berührt, und eine Stimme sagte: „Komm!“

Erstrocken blickte ich auf und sah eine hohe Gestalt vor mir, die mir winkte. Stimme und Gestalt waren die meines verstorbenen Vaters. Ich stand sofort auf, obgleich ich weder wußte, wohin, noch warum ich gehen sollte. Die Gestalt ging mir in dem Hausflur voran. Dort nahm ich eins der brennenden Lichter vom Tisch und den Schlüssel zur Kapelle. Darauf öffnete ich die Hausthür und ging hinaus. Die Stimme sagte immerfort: „Komm, komm!“ und die Gestalt ging beständig voran. Ich ging über den Platz nach der Kapelle, öffnete die Thür und trat ein.

Eine Totenstille herrschte in dem ganzen Raum. Die Gestalt führte mich nach dem nördlichen Flügel in dem alten Kirchenstuhl, in dem es spuken soll, und von dort ging sie nach dem Steinbild des alten Abtes, der den Fluch über unsere Familie ausgesprochen hat. Diese Steinfigur ist, wie Du weißt, dem Kirchenstuhle gegenüber in der Wandnische angebracht. Indem die Gestalt sich vorüber beugte, drückte sie auf die Augen des alten Mönches. In demselben Augenblick drehte sich eine Steinfliese, und hinter derselben wurde eine Treppe sichtbar. Ich wollte wieder vortreten, mußte mich aber gestoßen haben, denn ich fühlte einen brennenden Schmerz und wachte plötzlich auf.

Wie groß war mein Entsetzen, als ich entdeckte, daß ich im Traume wirklich gehandelt hatte. Ich war über den Platz gegangen, befand mich in der Kapelle und stand wirklich in dem alten Kirchenstuhl.

Natürlich war von einer sichtbaren Gestalt nichts zu sehen. Ich stand allein in dem hellen Mondschein, der die ganze Kapelle mit seinem salben Licht erhellte. Du kannst Dir denken, daß ich von den unheimlichsten Empfindungen beherrscht wurde. Ich war eben im Begriff, wieder ins Haus zurückzukehren, als ich plötzlich entdeckte, daß wenigstens ein Teil meines Traumes sich verwirklicht habe. Der alte Mönch schien mich anzugrinsen, und neben ihm befand sich ein leerer Raum. Ich näherte mich der Oeffnung und erblickte hinter derselben eine schmale Treppe. Was ich in jenem Augenblick fühlte, vermag ich nicht zu erklären; ich erinnere mich nur noch, daß ich von einer starken, unüberwindlichen Neugier beherrscht wurde. Mit dem Licht in der Hand ging ich die Treppe hinab, die in einen Gang mündete. Schnell durchschritt ich denselben und stand zuletzt vor einer eisernen Thür. Diese Thür war durch einen eisernen Haken geschlossen, den ich nur mit Aufbietung



meiner ganzen Kraft zu öffnen vermochte. Als es mir endlich gelungen war, sah ich ein Gewölbe vor mir, dessen Eingang sie war. Stelle Dir mein grenzenloses Entsetzen vor, als ich plötzlich den Sarg erblickte von welchem in dem Fluche die Rede ist. Er war lang, schmal und mit großen Nägeln beschlagen. Ich war wie gelähmt vor Schrecken; aber als ich ausblickte, erfror mir beinahe das Blut in den Adern. Langsam, ganz langsam, wie von einer unsichtbaren Macht geführt, begann die schwere Thür sich zu schließen; immer schneller wurde die Bewegung und zuletzt flog sie mit einem lauten Krach zu, der durch das ganze Gewölbe widerhallte. Außer mir vor Entsetzen flog ich aus dem Gewölbe und der Kapelle und eilte in mein Zimmer zurück.

Jetzt weiß ich, daß die Geschichte von dem furchtbaren Fluch auf Wahrheit beruht und daß meines Vaters Geist in der Kapelle ist, um die Thür zu bewachen und um sie geschlossen zu halten, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Wenn Du diese Zeilen liest, so wisse, daß ich dort an seiner Stelle stehe.

Ich bitte Dich deshalb von ganzem Herzen, — verheirate Dich nicht, damit Du diesen furchtbaren Fluch nicht auf Nachkommen vererbt. Laß die Familie aussterben, wenn Du den Mut dazu hast. Ich weiß, daß ich viel von Dir verlange; aber was Du auch thun magst, komm zu mir hinab. Wenn ich kann, will ich Dir ein Zeichen geben. Komm zu mir, ehe mein Leib bestattet ist und bevor Leib und Seele zu fern von einander sind. Lebe wohl, mein Sohn! Dein Dich liebender Vater Henry Clinton.

(Fortsetzung folgt.)

Mehr National-Gefühl. In seinem lehrreichen Reisebuche „Irrfahrten“ wendet sich der bekannte Afrika-Reisende Dr. Ballentin gegen eine deutsche Unsitte. Leider hatte ich, schreibt der Verfasser, während meines Aufenthalts in Singapur auch Gelegenheit, unangenehme Beobachtungen zu machen, und zwar betrafen diese den Deutschen im Auslande. Schon vieles ist hierüber geschrieben und dabei getadelt worden, daß der Deutsche seine Nationalität in der Fremde rasch aufgibt. In Amerika wird er Amerikaner, in den englischen Kolonien, wenn nicht ganz, so doch zum größten Teil, Engländer. Niemals dagegen wird es dem Sohne Albions einfallen, seine Nationalität zu verleugnen, und nie wird er seine Muttersprache so leicht „vergessen“, wie es der Deutsche thut. Selbst unter erschwerten Umständen — in den deutschen Kolonien oder auf einem deutschen Schiffe mitten unter Deutschen — verschmäht der Brite es, ein anderes, als ein englisches Wort anzuwenden. „Wenn Ihr mit mir sprechen wollt, so lernet englisch!“ Und der gutmütige Deutsche lernt dann auch tapfer englisch, wendet es überall an und vergißt dabei recht häufig seine eigene Sprache; ja nicht nur dieses. Er spricht, denkt und fühlt mit der Zeit englisch. Wenn allerdings in dieser Hinsicht große Firmen und Geschäfte mit bösem Beispiel vorangehen, so ist es dem einzelnen Manne im Auslande nicht zu sehr zu verargen, daß er jenen folgt. Ich erwähne nur die Gewohnheit, auf unsern Dampfern die Bezeichnungen für fast alle Einrichtungen der englischen Sprache zu entlehnen, wie stewardess, lunch, dinner usw.; selbst die Speisefarten werden englisch gedruckt. In den Kolonien ist es nun noch viel ärger; da sagt man nicht: „Der Postdampfer kommt“, sondern die „mail“ kommt. Da ist nicht ein Geschäftslokale geöffnet, sondern die „office“. „Ich wohne“, sagte mir ein Herr, „nicht in der Stadt, sondern draußen auf dem „hill“,“ statt einfach auf dem „Hügel“ zu sagen. Da kennt man nicht die Leiter eines Unternehmens, sondern nur den „manager“, ebenso nur den „clerk“. Es giebt keine Kennen, sondern nur „races“. Und so weiter. — Man könnte noch viele andere Beispiele anführen. Auf unserm Schiffe war ein schlanker Jüngling, der allgemein für ein Engländer gehalten wurde, da er nur mit Engländern verkehrte, nur englisch sprach und auch sonst ganz englisches Gebahren an den Tag legte — und doch war er ein Hamburger. Gegen

Schluß der Fahrt wurde eine kleine Festlichkeit an Bord gegeben. Vorträge, Gesang, Musikstücke füllten den Abend nach dem Essen aus. Unter anderm trug denn auch jener junge Mann ein Gedicht vor, aber nicht etwa deutsch für uns Deutsche auf dem deutschen Schiff, nein! den mitreisenden Engländern zu Liebe in englischer Sprache. Da war denn doch ein wenig stark! Leider giebt es viele Landsleute, die durch ein ähnliches Benehmen das Deutschtum bei den Angehörigen anderer Nationen in Mißkredit bringen.

(Von einem Hirsch zerfleischt.) Der Häusler Krühl aus Altersdorf bei Jänkendorf in der Oberlausitz begab sich dieser Tage nach dem dortigen Hirschkamp, um die Hirsche zu füttern. Als er sich wieder entfernen wollte, wurde er von einem ausnehmend starken Hirsche verfolgt und schließlich angefallen, wobei dem Ärmsten nicht nur das Gesicht vollständig zerfleischt, sondern ihm auch die ganze rechte Seite des Körpers in schrecklicher Weise zerrissen wurde. Dem schon bejahrten Manne gelang es unter den größten Anstrengungen, zum Teil auf Händen u. Füßen kriechend, sich aus dem Bereiche des wütenden Tieres nach einem nahegelegenen Fußsteig zu schleppen, wo ihn nach Verlauf von etwa drei Stunden eine des Wegs kommende Frau in bewußtlosem Zustand auffand. Der Schwerverletzte wurde mittels Fuhrwerks nach seiner Wohnung geschafft, doch konnte ihm ein sofort herbeigerufener Arzt keine Hilfe mehr bringen; schon am andern Morgen gab er unter den furchterlichsten Qualen seinen Geist auf.

Aus Baden, 10. Nov. Ein heiteres Nachspiel aus dem Manöver gab es in Gochsheim (A. Bretten), wo das 6. badische Infanterie-Regiment aus Konstanz längere Zeit im Quartier lag und im besten Verhältnis mit der Einwohnerchaft lebte. Daß die strammen Krieger nicht teilnahmslos an den schmucken Mädchen vorübergingen, hatte jedoch die Eifersucht der Burischen erweckt, um so mehr als bis jetzt noch viele Briefe und Postkarten einlaufen. Im Brettener „Sonntagsblatt“ erschien nun zur Kirchweih eine Einladung an auswärtige Mädchen, indem man die einheimischen an die Konstanzer Soldaten verwies und dabei bemerkte, der Briefbote von Gochsheim habe sich die Stiefelsohlen durchgelaufen, nur um die Konstanzer Korrespondenz zu bewältigen. Die Kunde drang auch nach Konstanz, und die Folge war, daß der Briefbote von dort ein Paar schöne neue Stiefel erhielt, „gewidmet von den dankbaren Konstanzer Soldaten“.

Hamburg, 10. Nov. Die Polizei verhaftete hier einen 14jährigen Knaben aus Nordhausen, der seiner Mutter mit 800 M. durchgegangen war, um nach Transvaal zu gehen und gegen die Engländer zu kämpfen. Er bewaffnete sich bis an die Zähne und machte sich beritten. Als das Geld ausging, wollte er das Pferd verkaufen, wobei er der Polizei in die Hände fiel.

Aus dem Taubergrunde. Ein lustiges Stücklein von einer musikalischen Geis wird dem Hdlbg. Tgbl. erzählt. Kaum da kürzlich ein Bäuerlein von einem israelitischen Handelsmann eine Geis mit der Gewährschaft „für alle Fehler“, um Ersatz der Muttermilch für seinen Neugeborenen zu haben. Das Tier, übrigens eine Prachtgeis, war jedoch im Turnen so geübt, daß, wenn man auf der rechten Seite zu melken anfing, im Nu die melkende Person auf der linken Seite saß und umgekehrt; die Geis ließ sich einfach nicht melken. Der Mann, nebenbei ein Musiker, holte hierauf seine Ziehharmonika und begann die lustige Melodie: „Wenn der Schneider g'heirat' hat, so wird er kopuliert u.“ zu spielen, und siehe da, die Geis stand wie eine Mauer, hielt ihren Rest Futter noch im Maul und ließ sich anstandslos melken. Seitdem hat's mit dem Melken keinen Anstand mehr, so lange die Musik nicht fehlt.

Aus der Schweiz, 11. Novbr. Wie himmlisch schön der heurige „Martiniommer“

gewesen, davon berichtet die „Neue Zürch. Ztg.“ aus der Luzerner Gegend: „Pilatus hell“ war in den letzten Tagen nicht mehr nötig angekündigt, da seit einiger Zeit der Nebel verschwunden und der klaren Martinijonne das Feld geräumt hat. Am letzten Sonntag war ein Leben auf dem Pilatus, der sonst um diese Zeit tief verschneit und vereist zu sein pflegt, daß man sich um 3 Monate zurückversetzt glaubte; 123 Personen in 4 Züge verteilt, benützten die Bahn, und eine Karawane von annähernd 80 Personen machte die Reise zu Fuß hinauf, um die unvergleichlich schöne Aussicht zu genießen.

Paris, 29. Okt. Die Mode macht heuer ganz absonderliche Sprünge. Die Form der Herbstmäntel scheint endgiltig festgesetzt zu sein; der sackartige, bis über die Knie reichende Paletot mit engen Ärmeln hat den Sieg davon getragen, und zwar in violetter, rotem, aber meistens in beigefarbenem Tuche. Wie aus einem Futteral heraus, entrollt sich der weite Rock aus diesem sehr wenig anmutigen Kleidungsstücke, und wenn die Trägerin ihn noch dazu schleppen läßt, so denkt man unwillkürlich an eine wandelnde Straßenbürste mit langem Stiel. Ein ganz langer Mantel, der sich nur zum Fahren eignet, lockte eine bewundernde Menge an ein Schaufenster. Er ist aus beigefarbenem Tuche gearbeitet, und den unteren Teil bedeckt ein breites, rautenartiges Gebilde aus schwarzer Chenille, das in Franzen über den Rand des Mantels hinausragt und dessen Knotenpunkte durch kleine Stahlverzerrungen zusammen gehalten werden. Ueber einen Fuß lange Chenilleenden, die ebenfalls in Franzen auslaufen, hängen von den Schultern und tief auf den Rücken herab, während Guirlanden von Franzen an den Bordbahnen sich herabwinden. Den Ueberziehern macht man keine Schultern mehr, sondern man läßt den Ärmel unmittelbar an dem Kragen beginnen. Pelz und Federn sind die Lösung der Wintermode. Aus Pelz und Federn macht man ganze Hüte. Düstere Eulen, die mit blinkenden Augen in das grelle Tageslicht hinaus schauen, zarte Paradiesvögel, schillernde Pfauen und bunte Fasanen sieht man im Verein mit Spitzen und Band zu eigenartigen, aber durchaus nicht kleidsamen Kopfbedeckungen verarbeitet.

(Mittel gegen Zahnschmerz.) Man nehme zwei Drachmen Alaun und zerstoße ihn zu ganz feinem Pulver, ferner eine Unze Spirit. Nitri-Aether, mische es zerronnen in einem gut zu verschließenden Gläschen und hebe es zum Gebrauch auf. Der Gebrauch geschieht, daß man damit etwas Watte befeuchtet und diese an oder in den Zahn legt. — Ein gewöhnliches Hausmittel bei leichterem Zahnweh ist dieses, daß man etwas Salz in ein leinenes Tüchlein legt, in kaltes Wasser taucht, und an die Nase gehalten, recht kräftig einzieht. Auch soll sehr gut sein ein längliches Stückchen geräucherter Speck in das Ohr der leidenden Seite zu stecken und 24 Stunden darinnen zu lassen.

(Auch eine Verteidigung.) Der kleine Feig kommt aus der Schule nach Hause und hat wieder einmal das Schreibheft voller Tintenflecke. Der Vater hält strenges Gericht, doch das Söhnchen bringt eine Verteidigung vor. „Papa“, ruft er, diesmal bin ich ganz unschuldig. Neben mir sitzt ein kleiner Neger, der hat heute aus der Nase geblutet.

(Abgewinkt.) Er: „Ich beabsichtige mein ganzes Leben einzig und allein dem Ziele zu weihen, eine Frau glücklich zu machen.“ — Sie: „Aha! Dann haben Sie sich also entschlossen, Junggeselle zu bleiben!“

(Durch die Blume.) Die bekannte alte Dame: „Haben Sie nicht was für mich zu lesen, Herr Schwiegerjohn?“ — Schwiegerjohn: „Gern, liebe Mama. Vielleicht etwas Reise-Lektüre gefällig?“

(Falsche Renommage.) Mama: „Aber Eugen, Deine Censur ist ja wieder ganz miserabel!“ — Eugen: „So!?“ und der Lehrer hat mir doch gesagt, die sei viel zu gut für mich!“

